RONDO CAPRICCIOSO.

Von M. Goldschmidt.

. . . Mathilda lachte hell auf — es war auch zu komisch gewesen: ein Compliment aus Roberts Munde! Der arme Robert — wirklich zu komisch! Sie hatte sich wieder ans Klavier gesetzt und begann nach ein paar einleitenden Passagen, die mit ihrem Lachen eigenthümlich zusammenklangen, zum anderen Male das Mendelssohnsche Rondo Capriccioso, in dem er sie vorhin unterbrochen. Aber es wollte ihr nicht mehr recht unter den Fingern hervor — sie war aus der Stimmung gerissen — oder war es, weil sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte, diesen stillen, quälenden Blick, der wie ein ewiger Vorwurf jede freudige Lebensregung erstarrte? — Diesen Blick, der aus den dicken grauen Büchern alle Weisheit aufgesaugt zu haben schien —was erhob er ihn auf einmal zu ihr? — Unerträglich! . . . Sie fühlte, daß er sie ansah, anschmachtete der sonst so kühle Vetter; sie fühlte sich umschlossen, umklammert von dem Blick, körperlich berührt geradezu! Sie zog mit der Linken, die eben einen Takt Pause hatte, den Shawl, der halb heruntergeglitten war, fester um ihre Schultern — — unerträglich! — Wie sollte man da ein Scherzo spielen können! — Und nun hatte sie richtig einen Ton zu hoch gegriffen — sie brach mitten in dem Lauf ab und drehte sich hastig nach dem Lästigen um, der mit jähem Erröthen den Blick senkte und etwas murmelnd, das ohne Zweifel eine Entschuldigung sein sollte, sich schnell seinem Buch wieder zuwandte.

„Robert, möchtest Du mir nicht die Noten holen, die Mama auf ihrem Zimmer hat?—Schumann, Du weißt wohl! — d. h. vielleicht hat sie die Hefte auch im Gartensaal gelassen — oder —"

Er war aufgesprungen und schon an der Thür.

„Wenn Du sie nicht gleich finden solltest — es eilt nicht weiter."

„Ich störe Dich?"

Das klang beinahe beleidigt — um so besser! —

„O wenn Du bleiben willst, bitte!" sagte sie kalt — aber er hatte die Thür schon geöffnet — war hinaus, mit einem Seufzer natürlich, wie immer.

Zehn Minuten vielleicht vergingen, bis Mathilde, erschöpft von dem Spiele, inne hielt und die Hände in den Schoß sinken ließ. Und als ob nur der Zauber der Töne es gebannt hätte, stand auch wieder dasselbe Bild vor ihren Augen . . . Sie wollte es verscheuchen, indem sie an Baron Odo dachte; die magere, hochaufgeschossene Gestalt eines jungen Mannes, dessen harte, eckige Züge erstarrt schienen in dem Ausdruck eines ewig grübelnden Gedankens, dessen in sich gekehrter, verträumter Blick sich senkte, wie er jetzt dem ihren begegnete, während auf den blassen Wangen ein Roth der Verlegenheit kam — — Robert! — Und dieser unmögliche Vetter ließ sich in einer plötzlichen Laune beikommen, sie, Mathilde, mit seinen Aufmerksamkeiten zu beehren!

Unterdessen war Robert in den Garten geeilt und irrte durch die nassen Alleen, in heftiger Erregung monologisirend, — hin und her, hin und her.

Den Schopenhauer konnte er getrost wieder in den Bücherschrank zurückstellen, aus dem er ihn vor ein paar Tagen genommen, und er mochte dem Staub wieder anheimfallen, der in dichter Lage darüber gebreitet gewesen —

Robert lachte bitter auf. Bücher thaten's nicht — nein, wahrlich nicht! — Er irrte weiter durch den Park, ohne des Regens zu achten, der ihm ins Gesicht schlug, — dann setzte er sich, tief Athem holend . . .

Was sollte er thun? — Schopenhauer war ein großer Mann — und was er gar über die Frauen schrieb,— — aber, ach, Theorie und Praxis! Ueber alles hilft einem die Philosophie doch nicht hinweg! — Ob Schopenhauer jemals verliebt gewesen? . . . Je—mals ver—liebt? —

Was sollte er . . .? — Sollte er ihr eine Liebeserklärung machen — in aller Form? — Er fühlte, daß sie ihn auslachen würde — mit dem hellen, harten Lachen von vorhin . . . Sie war ihm nie so kalt und herzlos erschienen wie vorhin — — war sie herzlos?

Den Regen hatte seine Kleider durchdrungen — es überlief ihn kalt und stieg dann wieder wie eine heiße Welle bis in seine Stirn, aus der er die feuchten Haare zurückstrich . . . Er stand auf — es fröstelte ihn — —

War sie herzlos? — tiefere Empfindung ganz unfähig? Hm, Baron Odo — denn gegenüber war sie doch— — Baron Odo — der — —

Er richtete sich mit einer schnellen Bewegung zu seiner vollen Höhe auf — und dabei empfand er mit einem Mal, ärgerlich, beschämt, wie sehr er bislang seine ganze Haltung vernachlässigt hatte durch das ewige Ueberden-Büchern-sitzen, sein Aeußeres vernachlässigt; wie unmännlich seine ganze Art. — Ja, wie konnte er überhaupt die Keckheit besitzen, sich neben den anderen stellen zu wollen, Narr, der er war! — Und dennoch—besaß er nicht mehr als der andere, so viel, viel mehr? — War nicht in diesem unschönen Gehäuse — — —

Und im Grunde war er garnicht so häßlich, nur entsetzlich eckig, unfertig in jeder Bewegung; nur so hart war jede Linie in seinem Gesicht, so knabenhaft sein ganzes Wesen; . . . weil ein Bischen Regen durch seinen Rock gedrungen, durchlief ihn schon ein Frösteln — so wenig abgehärtet war sein Körper, so unmännlich! — Aber das sollte nicht so bleiben, mußte anders werden . . . Er wollte die dummen Bücher in die erste beste Ecke werfen, das Studiren an den Nagel hängen, den ersten besten — kneiben, raufen, wie seine Kameraden. Mensuren haben! Ja, das wollte er! — Und reiten wollte er, fechten, turnen, schwimmen — alles — alle Tage. Und keiner von der Verbindung sollte ihn mehr belächeln dürfen, weil er mehr als zwei Seidel nicht vertragen konnte!

Und in diesem Augenblick durchschauert und durchglüht von dem Frühlingssturm, der um ihn und in ihm brauste, schwor sich der arme Robert zu, ein „Mann" zu werden — ein „ganzer Mann" — wie seine Kameraden — und ihr Mann dazu, trotz aller Odos der Welt! — •

„Ich danke," sagte Mathilde ziemlich kühl, als er die Notenhefte auf das Tischchen neben dem Klavier gelegt, — „ich warte schon eine Viertelstunde darauf — — und übrigens"— sie hatte einen Blick in die Hefte geworfen — „sind es nicht die rechten."

Sie hatte — gewartet? — Ja, aber — der Ton vorhin —! — Sie hatte ihn nicht blos forthaben wollen?—Es war wirklich ein Auftrag gewesen —?

„Es ist nun mal mein Schicksal," sagte er leise und stockend, „Dir nichts recht machen zu können!"

Sie hielt im Spiel inne, ließ die Hände auf den Tasten ruhen, und den Kopf nach ihm hinneigend, sah sie ihn lächelnd an —:

„Armer Robert!"

Diesmal hielt er den Blick ein paar Momente aus. Lag eine Bitte um Entschuldigung in dem Schelmenlächeln, das so bezaubernd um ihre feinen Lippen spielte? Er fing an sich zu verwirren unter dem Bann dieser siegesgewissen Augen. Er senkte die seinen — — aber schon verschwand das Lächeln, sie blickte wieder gleichmüthig vor sich hin.

Sie war immer die Stärkere — er war eben kein Mann! — Sie wandte sich. Was wollte er noch? —

„Welche Noten wünschest Du denn?" fragte er zögernd.

„Ich danke, gar keine mehr."

„Mathilde!"

Es lag diesmal etwas so Eigenartiges, früher nicht Gehörtes in seiner Stimme, daß sie verwundert zu ihm aufsah . . . Wirklich, genau betrachtet, war der gute Junge auch gar nicht einmal so häßlich! — die Augen — ja, die Augen vor allem — und dann der feine Schnitt der blassen Züge — daß sie das früher so gar nicht bemerkt hatte! — Ein wenig Aufmunterung verdiente er immerhin — ein ganz klein wenig.

„Wie lange dauern Deine Ferien noch, Robert?" fragte sie so freundlich als möglich.

„Sie können schon morgen zu Ende sein," sagte er bitter, „wenn Du —"

„Behüte Gott, Du bleibst doch gewiß noch bis zu meinem Geburtstag morgen in 14 Tagen. — Nun natürlich!— Du machst mir doch ein paar Verse, Robert!"

„Ja — daß Du — mich wieder auslachst — he!"

„Hab ich Dich jemals ausgelacht, Robert — ich?"

„So — Du hast den Muth, mir ins Gesicht zu sagen, daß Du — nicht fortwährend über mich lachst?—mich nicht immer verspottest?"

Er hatte eine heftige Bewegung gemacht und stand nun dicht vor ihr — er glühte . . . . Sie fand ihn beinahe hübsch so — —sie strich ihm lachend das wirre Haar aus den glühenden Stirn — er zuckte zusammen unter der Berührung der kühlen Hände . . .

„Warum trägst Du eigentlich das Haar so — so — lang und wirr? — — kurz ist doch viel hübscher — so wie es die anderen meist —"

„Wie Baron Odo? Nicht wahr?"

„Ich glaube fast, Du bist eifersüchtig! — Ach, Du täuschest Dich! Ich mache mir ganz und gar nichts aus dem Baron. Aber das ist sicher: er besitzt mancherlei, was Du ihm absehen könntest! — Haltung und Cntenance — und —"

„So!"

„Ja . . . Sag' mal, Robert, willst Du etwas thun, wenn ich Dich darum recht schön bitte?"

„Nun, bitte mal!"

„Ich möcht' Dich zu gern mal kurz geschoren sehen, Robert," lachte sie.

„Wenn Du es willst —"

„Allerdings," sagte sie komisch ernsthaft, „ich will und — wünsche es."

Dabei sah sie ihn so süß lächelnd an . . .

„Mathilde!" Er hatte ihre Hand ergriffen, die sie ihm ausnahmsweise ließ, während sie, sich halbabwendend, mit der Linken einen brillanten Lauf über die ganze Tastatur ausführte — und ebenso zurück —: „Mathilde, sag', wenn ich das alles fortwerfen könnte, was Dir — so an mir nicht gefällt — sag', sag', könntest Du mir dann—nur dann — ein — klein bischen gut sein?"

Sie lachte wieder hell auf, während die Blicke ihr koketies Spiel jetzt nur in den höchsten Tönen fortsetzten.

„Dann — lieber Robert, mit dem größten Vergnügen!"

„Ach, nicht so! — das — das klingt so häßlich —! Sag', ernsthaft — versprich es mir ernsthaft . . . Sag', sag', sag'!"

„Also, ich verspreche es Dir feierlich," sagte sie mit komischem Ernst; „aber offen gestanden, daß Du so vollkommen ein anderer werden könntest —"

Er hörte kaum mehr, was sie sagte — er stand da ganz verträumt — sein Athem ging hörbar. — —

„Du guter Robert, Du! da!" Sie beugte sich in einer lustigen Anwandlung zu ihm hinüber, nahm seinen Kopf in ihre Hände — und auf seine heiße Stirn traf ihn ein leichter Kuß. Er stieß einen jubelnden Laut aus.

„Du bist ungezogen," sagte sie sogleich strafend, indem sie sich der drohenden Umarmung mit Entschiedenheit entzog, ihre Hand aus seiner löste und, als wäre weiter nichts geschehen, mit beiden Händen, schnell und sicher, die flatternde, neckische Melodie des Rondo Capriccioso wieder aufnahm . . .

* * *

Zwei Tage später schlug sich Robert mit Baron Odo auf Säbel, — den Baron zu reizen, hatte nicht eben schwer gehalten. Schon nach dem ersten Gang war Robert kampfunfähig. Die Verwundung war keine schwere, doch mußte er acht Wochen das Bett hüten. Da nahm er dann seine Zuflucht wieder zu Schopenhauer . . . .

Er ist jetzt ein sehr bedeutender Gelehrter und Mathilde ist eine viel beneidete Frau. Aber weder Roberts Frau noch die des Baron Odo . . .

Die Geisha.

(Ein japanisches Sittenbild.)

Zu den am meisten characteristischen und merkwürdigsten Producten der japanischen Gesellschaft, welche sich auch im heutigen Japan noch unverfälscht erhalten haben, gehört die „Geisha". Für Eltern, die durch ihre Töchter Geld verdienen wollen, giebt es einen Weg, der weniger erniedrigend und hoffnungslos ist als der, sie zur Existenz im Yoshiwara zu verurtheilen — einen Weg, der, wenn er auch etwas weniger einträglich für die Eltern ist, doch der Tochter ein weit unabhängigeres Ziel bietet. Sie können sie Jemandem als Sängermädchen oder Geisha in die Lehre geben. Der Hypothekargläubiger — um den passendsten Ausdruck zu gebrauchen — bezahlt einen kleinen Betrag, gewöhnlich 20 bis 25 Dollars, nimmt das Mädchen im Alter von 14 oder 15 Jahren zu sich, läßt sie sorgfältig im Tanze und im Spiele auf dem Samisen ausbilden, versorgt sie mit schönen Kleidern, und sobald sie gut tanzen kann, nimmt sie einen poetischen Namen an: „Fräulein Fichte", „Kleiner Schnee" oder „Frühlingsblume". Ihr Herr vermiethet sie zu so und so viel pro Stunde, um die Gäste eines Theehauses oder einer Privatgesellschaft zu unterhalten, wo sie auch als Kellnerin functionirt. Sie ist thatsächlich für eine Reihe von Jahren sein Eigenthum, soweit ihr Verkehr nach außen in Betracht kommt, und er hat den Löwenantheil an ihrem Verdienste. Ihre Herzensangelegenheiten sind ihr — theoretisch — überlassen. Ist sie noch sein Kind, so nennt man sie „hanagyoku", (Halb-Juwel, denn der Lohn dieser Mädchen wird poetisch „Juwel" genannt, das Geschenk, das sie erhalten, heißt „hana", Blume) oder „o-shaku" (die Becherfüllerin) oder aber einfach „maiko" (Tanzkind): sie erscheint mit älteren Mädchen, die ihr aufspielen.

Wenn sie 16 oder 17 Jahre erreicht hat, ist sie eine völlig ausgebildete „Geisha" (wörtlich „Künstlerin") und entspricht allein jeder Einladung zum Tanzen, zum Spielen oder zum Aufwarten oder aber einfach zum Plaudern und um sich den Hof machen zu lassen, überhaupt um dem trägen ermüdeten Manne die Zeit zu vertreiben. Ist sie geschickt, gutmüthig, scherzhaft, vor Allem aber schön, so erwirbt sie sich bald einen Ruf in der Stadt: die jungen japanischen Herren hören es gerne, wenn man sie mit ihr neckt, ihre Engagementliste ist voll auf Tage hinaus, man kann sie nur auf etwa eine Stunde zu Gesicht bekommen. Diamanten erscheinen an ihren Fingern, Perlen in ihrem Haar, sie wird stolz, merkwürdige opalfarbige Blitze schießen zuweilen durch ihr schwarzes Auge und eines Tages — verschwindet sie. Wir werden zu einem opulenten japanischen Diner geladen — sie ist nicht da: wir fragen bei den Freunden ach — Niemand hat sie gesehen und wenn wir sie ein dutzendmal vergeblich nach einem Theehaus bestellt haben, sagt man uns: „Sie hat sich zurückgezogen."

Wir wissen dann, daß sie das höchste Ziel des Strebens einer Geisha erreicht hat, es hat sich Jemand so sehr in sie verliebt, daß er es nicht ertragen kann, wenn sie auch andere Leute unterhält und deshalb hat er sie „losgekauft". Er hat eine Summe bezahlt, gegen die ihr Herr alle Ansprüche auf sie aufgibt, und sie zu sich nach Hause genommen. Für dieses zweifelhafte Privilegium hat er wohl 500 bis 1000 Dollars bezahlt.

Hat der Liebhaber irgend ein Pfandrecht auf die Dame, wenn einmal der Handel abgeschlossen und der Honigmonat vorüber ist? Keineswegs, wenn sie nicht Dankbarkeit und Neigung an ihn kettet. Und hält dieses Band? Nicht immer! Es kommt natürlich oft vor, daß die Aufregung, die verschiedenartigen Triumphe einer erfolggekrönten Geisha, ihr die stillen Freuden des häuslichen Lebens unerträglich machen. Oft wird die Schuld daran ihr beigemessen, gewöhnlich aber ist es das Männerherz, das zuerst fahnenflüchtig wird. Es ist des Mannes Wankelmüthigkeit, die sie in rührender Weise in dem Liede besingt, das sie uns unter Begleitung des Samisen vorträgt, und in dem sie sich selbst mit der Yanagi, der Trauerweide vergleicht. Es läßt sich etwa wie folgt wiedergeben:

Schaukle Weide hoch und nieder.
Vorwärts, rückwärts, hin und wieder.
So sind Geisha-Herzen auch
Folgend jedem Liebeshauch.

Der japanische Tanz, wie ihn die Geisha vorführt, ist in der Hauptsache eine Reihe von wechselnden Stellungen mit besonderer Berücksichtigung der Handhabung des Fächers. Die Sängerin wird aufgefordert, zu tanzen, sie sendet nach ihrem Samisen, einer dreisaitigen Guitarre mit langem Hals und kleinem, viereckigem Corpus, das sie mit einem elfenbeinernen Plectrum bearbeitet und dem sie beim Stimmen recht unangenehme Töne entlockt. Der Gesang ist abendländischen Ohren sehr unsympathisch; die Stimme näselt im höchsten Falsett, und die Gesangsweise ist so falsch, daß sie selbst der Darstellerin zuweilen Thränen erpreßt. An die Musik des Samisen jedoch gewöhnt man sich, obwohl sie recht sonderbar und unbegreiflich ist. Ein gewöhnliches japanisches Orchester besteht aus einem Samisen, einem kleineren Samisen, der japanischen mit dem Bogen gespielten Violine und einem Koto, einer Art langer dreizehnsaitiger Harfe, an der die Stege während des Spieles auf- und abgeschoben werden. Die Tänzerin legt in ihre Pas sehr wenig Anmuth; ihre raschen Körperwendungen erinnern eher an das „Rechts kehrt Euch" einer Ordonnanz als an die schwebende Drehung einer Koryphäe. Alle Schritte werden auf der ganzen Fußsohle ausgeführt und die Zehen kommen kaum mehr in Action als beim Gehen.

Auch ist der Tanz, den wir in Theehäusern beobachten, keineswegs eine Leistung von Kraft und Beweglichkeit, gepaart mit vollendeter Anmuth. Dennoch hat die japanische Tänzerin in dem Wiegen des Körpers, in den schlangenartigen Bewegungen der Hände und Füße, besonders aber in ihrer pantomimistischen Geschicklichkeit eine unerschöpfliche Quelle der Abwechslung. Auch eine wunderbare Beweglichkeit wird unausgesetzt durch Uebung gepflegt.

Drein Frewlein.

Von O. Kernstock.

Auf einem anger gruenen
da saszen drei frewlein zart.
Wer wird uns brutlich minnen
und unsern kranz gewinnen?
Des rieten die drei hart.

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

Mein dingerlin soll tragen,
niwan ein jeger stolz,
der birsen kan und jagen
das eberswin in hagen,
den edlen hirsz im holz.

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

Eins kaufherrn will ich beiden
der soll mein vriebel sein,
der wird sein trutel kleiden
in vech und samt und seiden,
in scharlach und pfawein.

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

Kein kaufherr soll mich freien
und auch kein weidgenosz,
ein ritter fuert mit reien,
mit gigen und schalmeien
mich auf sein gravenschlosz.

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

Von dannen sider wichen
der jare neunmal vier,
da saszen bei den siechen
die dreie magetlichen
wol fuer des spitels tuer.

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

Ein kater ungehuere
im schosze jeder schlief,
und sach die aventuere
ein degen noch so fiere,
er schlug ein creuz — und lief.

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

Wer hat das lied gesungen?
Ein muench zu Toberlu.
Den mojden alt und jungen
von hochvart gar betwungen
ruft er warnunge zu:

Still, still, still!
Wer voglin fangen will,
darf nit im laeublein rauschen,
Adalheid, Hiltegund, Isebill!

— Selbstbewußt. Herr Schneider (zu einem Dichterling): Warum wechseln Sie eigentlich so oft Ihre Wohnung, Herr Fexel? — Herr Fexel: Der Stadt zum Aerger! Ueberall, wo ich gewohnt habe, wird sie einst Gedenktafeln anbringen lassen müssen!

— Probat. — Junger Mann: Das wäre alles schön und gut, wenn sie nur den einen Fehler nicht hätte, daß sie schielt. — Schadgen: Was wollen Sie mehr? Man sagt doch, die Liebe ist blind, und sei Ihnen schielt sie nur!

— Was wird „Er" dazu sagen.—Mutter: Liesel, bei der Tante ist die Nacht ein kleiner Bub angekommen! Schau hinüber und frag', wie's der Tante geht! — Liesel: Soll ich auch fragen, wie's dem Onkel geht?

— Abgetrumpft. Gigerl (zum Maler): Wie betitelt sich denn Ihre neueste Sudelei? — Maler: Alexander, den gordischen Knoten durchhauend. — Gigerl: Wie weit sind Sie denn damit? — Maler: Fertig bis auf den Knoten; Sie wären ein passendes Modell dazu.

— Der beste Vogel. Onkel: „Wie weit seid Ihr jetzt in der Naturgeschichte?" — Kleiner Neffe: „Bei den Vögeln!" — Onkel: „So! Welcher Vogel gefällt Dir denn am besten?" — Kleiner Neffe: „Ente mit Schmorkohl!"

Die Flunderfischerei.

Zu den wohlschmeckendsten Bewohnern der an Fischen reichen Ostsee gehört die Flunder, deren Fang, Zubereitung und Versand in zahlreichen Dörfern an den Ufern dieses deutschen Binnenmeeres die Hauptindustrie bildet. Als „Spickflunder" wird dieser Plattfisch weit in das Binnenland verschickt und bringt als geschätzte Delicatesse überall gute Preise. Die gebräuchliche Art des Fanges ist die mittels ausgelegter Netze, da der deutsche Ostseestrand zum größten Theile flach und sandig ist; die nur 8 bis 13 Zoll eintauchenden Schiffe können deshalb bequem in der Brandung landen und an den Strand gezogen werden. Dort ist Raum genug für die oft meilenlangen Auslegenetze, deren Ausbreiten, Reinigen und Zu-

Auslaufendes Boot.

sammenschießen in engen Hafenplätzen Schwierigkeiten bereiten würde. Die bekanntesten Fischerplätze für diese Art des Fanges sind Uhlbeck und Misdroy. Wenn die Fischer zum Fang auf die See hinausfahren, lagern am Boden aufgeschossen der Reihe nach etwa dreißig bis vierzig Netze, sowie eine Anzahl von kleinen Flaggen, welche späterhin, ausgeworfen, die Lage der ausgelegten Schnüre kennzeichnen. Außerdem befinden sich etwa ein Dutzend Sandsäcke als Ballast an Bord. Das Großsegel ist geheißt und etwas aufgetopt, während die kleine Stagfock fertig zum Gebrauch am Vorsteven klar liegt. Die Leute steigen nun, mit mächtigen Wasserstiefeln versehen, in die niedere Brandung und schieben das Fahrzeug unter ziemlichem Kraftaufwand vom Sande ab. Sobald dasselbe frei ist, springen die Fischer hinein. Ein paar Ruderschläge befördern das Boot durch die Brandungswellen. Die Stagfock wird geheißt, und bald segelt das Boot in

Auslegen der Netze.

tieferem Wasser der Fangstelle zu. Etwa zwei bis drei Seemeilen vom Lande wird Halt gemacht, und die Segel werden bis auf einen Theil des Großsegels niedergeholt. Die Arbeit des Netzeauslegens beginnt. Von den vier Fischern, welche zum Dienst gehören, greift der eine zu den Rudern und bewegt das Fahrzeug langsam vorwärts. Zwei der Leute lassen nun die Netze, welche an der oberen Schnur mit Schwimmern, an der unteren mit kleinen Bleistücken versehen sind, durch ihre Finger nach dem Hintersteven zu in das Wasser gleiten, während der vierte die aufgeschossenen Netze klar legt und den beiden Gehilfen zureicht. Jedes der Netze, welche an einander geknüpft werden, hat eine Länge von etwa 100 Yards, so daß beim Auslegen von vierzig Stück ein achtbarer Raum mit Fanggeräth versehen ist. In einigen Abständen werden die unten mit einem schweren Stein an langer Leine befestigten Flaggen über Bord geworfen, um die Richtung der gelegten Netze, sowie den Besitzer derselben anzuzeigen. Nach etwa einund-

Einholen der Netze.

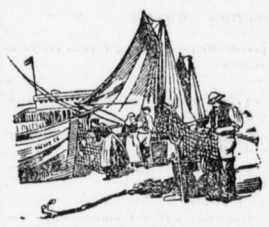
einhalbstündiger Arbeit segeln die Fischer, vertrauend auf die gutmüthige Dummheit der Flundern, heimwärts.

Die Netze stehen nun in einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß, unten am Grunde durch die Bleistücke gehalten, oben durch die Schwimmer getragen, im Wasser aufrecht. Streift ein Zug Flundern quer am Grunde vorbei, so bleiben dieselben mit den Kiemen in den etwa zwei Zoll im Geviert messenden Maschen hängen und sind gefangen. Am anderen Morgen eilen die Fischer wieder mit ihren Booten zur Stelle. Die Segel werden gänzlich niedergeholt. Der mit den Rudern hantirende Mann streicht langsam das Boot rückwärts, während die übrigen drei Leute die Netze über den Achtersteven vorsichtig einholen. Ist der Fang gut, so krabbelt und zappelt es bald im Boote von den graubraunen Plattfischen, daß es eine Lust ist, und schwer beladen rauscht das Fahrzeug heimwärts.

Ist der Fang ergiebig gewesen, so werden sofort nach dem Auflaufen des Bootes am Ufer die Netze sammt den zappelnden Flundern geborgen. Frauen und Kinder eilen herbei, um sich beim Entwirren der Fische aus den Maschen zu betheiligen. Die Netze werden an niedere Stützstangen gehängt und sorgsam abgewickelt. Für die gefangenen Flundern stehen Körbe bereit, zugleich auch Behälter für etwaige werthvolle Steinbutten, welche häufig mit den Flundern zusammen ziehen.

Nachdem der Fang geborgen ist, werden die Netze sauber von allem Schlamm, Tang und dergleichen gereinigt und zum Trocknen an den vorhin erwähnten Gerüsten aufgehängt, um am anderen Tage wieder aufgeschossen zu werden und bereit zu neuem Fange zu liegen. Ihren wahren Werth erhält die Flunder erst durch Räucherung, und nachdem sie diesen Proceß durchgemacht hat, wird sie an der Ostsee Spickflunder genannt. Die Umwandlung der Flunder in die Spickflunder geschieht in der Räucherkammer. Es ist dies ein gemauerter Raum von etwa 6 Fuß Breite, 10 Fuß Tiefe und 10 bis 12 Fuß Höhe. Im Innern derselben befinden sich in die Wände eingelassene Sprossen, wie an einer Leiter, welche zur Stütze von Stäben dienen, auf denen die Fische gespießt sind.

Einige an den Seiten der Kammer angebrachte Klappen lassen, sobald sie gezogen werden, den Rauch entweichen und dienen auch dazu, die Fische in ih-



Entleeren der Netze.

ren Stadien der Räucherung zu prüfen. Aeußerlich unterscheidet sich ein derartiges Institut nicht viel von anderen Häusern, nur daß einige größere Schornsteine und dicke Rauchabzüge etwas Absonderliches verrathen. Das Innere des Gebäudes theilt sich in die Räume für die Räucherkammern und diejenigen fürs Einsalzen, Trocknen und Verpacken. Je nach der Ergiebigkeit des Fanges schleppen nun die Fischer ihre Beute ausgeweidet und gereinigt heran. Die Anzahl der dem Räucherer überwiesenen Fische wird auf einer Tafel notirt. Alsdann kommen die Flundern auf ein bis zwei Stunden in den Salzbottich, um darauf auf etwa 3 Fuß lange Stäbe gereiht und an Gerüsten zum Ablaufen aufgehängt zu werden. Nach dieser Procedur werden die Stäbe mit den aufgereihten Fischen in die Räucherkammer zwischen den Sprossen befestigt. Dann wird helles Holzfeuer angefacht, welches etwa zwei Stunden lang mit gutem Zuge brennen muß. Danach aufgeworfene Holzkohle dämpft die lodernden Flammen, die Zugklappen werden geschlossen, und die eigentliche Durchräucherung der Fische geht in der Zeitdauer von ungefähr vier Stunden vor sich. In Uhlbeck wird ausschließlich nur Eichenholz zum Räuchern verwendet. Die dortige Spickflunder bekommt dadurch ein

Fischräucherei.

viel kräftigeres Aroma, als beim Gebrauch von anderen Holzarten. Nach Ablauf von vier Stunden probt der Räucherer die Fische, ob sie in Farbe und Wohlgeschmack gut gerathen sind. Ist die Probe nach Wunsch ausgefallen, so wird die Kammerthür geöffnet und das Feuer durch Wasser gelöscht. Nach Abkühlung des Ofens werden endlich die Flundern herausgenommen und den betreffenden Besitzern ausgehändigt.

Einzelne Räuchereien arbeiten auch für den Versand auf eigene Rechnung. Die fertigen Fische kommen alsdann in den Packraum, woselbst sie sortirt und auf große Tische der Reihe nach aufgeschichtet werden. Da die Verpackung selbst mit größter Sauberkeit und Umsicht vor sich gehen muß, so erfordert sie nicht geringe Sorgfalt und Uebung und wird meist von dem Inhaber der Räucherei selbst besorgt. Ein oder zwei Mann reichen dabei dem Packer immer je vier Stück Flundern zu, welcher sie sorgfältig, ohne sie zu drücken oder zu verletzen, in die bereitstehenden Kisten reihenweise legt. Ein diesen beigelegter Zettel zeigt die Anzahl der verpackten Fische an. Der Versand geschieht mittels Eilpost, so daß die Abends geräucherte Flunder schon am nächsten Vormittage in den Berliner Markthallen verkauft werden kann.

Zur Badezeit ist die Spickflunder feilbietende Frau eine Erscheinung, welche man auf Schritt und Tritt antrifft. Mit der goldigbraunen Laft traben die Fischweiber ohn' Unterlaß von Haus zu Haus und machen gute Geschäfte, da Badegäste bekanntlich einen ganz anormalen Appetit entwickeln und auch die Art der Räucherung den Fisch leicht verdaulich macht, so daß man sich die Spickflunder nicht über ißt.

Im Packraum.

Es giebt auch eine Anzahl von Gourmets, welche die Witterungsverhältnisse berechnend, auf die Güte und namentlich Frische der Waare schließend, nur dann kaufen, wenn ihnen diese Bedingungen günstig erscheinen. Bei stürmischem Wetter wagen die Fischer nicht, die Netze einzuholen. Die in den Maschen steckenden Flundern zappeln sich zu Tode und kommen dann nach einigen Tagen erst, in nicht mehr ganz frischem Zustande, an den Strand und in die Räucherejen. Wenn auch der gewöhnliche Sterbliche keinen großen Unterschied finden wird, der Gourmet schmeckt ihn sicher heraus. Am besten befriedigt der Fisch, wenn er, bei kühlem Wetter und ruhiger See gefangen, sofort der Räucherei überwiesen wird.

Minister v. Goßler.

Als Nachfolger des Generals Bronsart v. Schellendorf, dessen Rücktritt im In- und Auslande berechtigtes Aufsehen erregt hat, ist General-Lieutenant Heinrich Wilhelm Martin v. Goßler, welcher bisher Commandeur der großherzoglich hessischen (25. Division) war, zum preußischen Kriegsminister ernannt worden. Der neue Minister ist am 29. September 1841 zu Weißenfels geboren. Er trat nach Absolvirung des Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. im Jahre 1860 in das 1. Infanterie-Regiment, heute Grenadier-Regiment König Friedrich III (1. Ostpreußisches) No. 1 ein. Er machte den Mainfeldzug, sowie den deutsch-französischen Krieg mit und wurde bei

Gen.-Lt. v. Goßler.

Wörth schwer und bei Orleans leicht verwundet. Nach längerem Frontdienst wurde er als Major in das Kriegsministerium versetzt und im Juli 1884 Abtheilungschef im Kriegsministerium, am 3. December 1885 Oberstlieutenant und am 4. August 1888 Oberst. Am 22. März 1889 betraute ihn der Kaiser mit dem Commando des 3. Garde-Regiments zu Fuß, um ihn schon zwei Jahre später, unter dem 14. Februar 1891, mit der Führung der 43. Infanterie-Brigade zu beauftragen, deren Commando er am 16. Mai desselben Jahres erhielt, wobei zugleich seine Beförderung zum Generalmajor erfolgte. Aber bereits einige Monate später, unter dem 20. October 1891, trat seine Zurückversetzung nach Berlin und die Ernennung zum Director des Allgemeinen Kriegsdepartements ein. In dieser Eigenschaft war General v. Goßler bis zum 27. Januar 1895 thätig, worauf er, unter gleichzeitiger Beförderung zum Generallieutenant, zum Commandeur der großherzogl. hessischen (25.) Division ernannt wurde.

— Unangenehme Renommage. Gast: „Die Suppe ist versalzen — Ihre Köchin ist wohl verliebt?" — Wirth: „Keine Spur! Die alte Schachtel renommirt blos damit!"

— Ein sonderbarer Betrüger. A.: „Du, der dort hat mich um 20,000 Dollars gebracht!" — B.: „Wie so?" — A.: „Er hat mir seine Tochter nicht gegeben!"

— Höchste Schüchternheit. Tochter: „Mama, der Assessor hat sich noch nicht erklärt!" — Mutter: „Aber das ist doch wirklich ein unverschämt verschämter Mensch!"

— Schlimm. Unterofficier (zu einem Soldaten, der einen Knopf am Rock verloren): „Ich glaube gar, der Mensch trägt sich mit Abrüstungsgedanken!"

— Aus dem Forstexamen. „. . . . Wir haben verschiedene Rassen von Wildschweinen! Es gibt ungarische, polnische, elsässer Rassen u. s. w.! An was erkennen Sie nun diese verschiedenen Arten, Herr Adjunkt?" — „Am — am Dialect, Herr Forstmeister!"

— Zurückgegeben. Frau (ihrem von der Kneipe heimgekehrten Manne eine Gardinenpredigt haltend): — Kurz ich begreife nicht, wie Du wegen einer dummen Kneipgesellschaft Deinen schönen Schlaf bis 12 oder gar 1 Uhr opfern kannst! — Mann: Und ich begreife noch weniger, wie Du wegen einer dummen Gardinenpredigt Deinen schönen Schlaf und obendrein meinen bis 2 oder gar 3 Uhr opfern kannst!